

## Das Verhältnis von Judentum und Christentum in den ersten Jahrhunderten. Forschungsstand und Konsequenzen für die Theologie

Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Maria Theresia Zeidler)  
mit den Kooperationspartnern Rainer Kampling (FU Berlin) und Wolfram Kinzig (Bonn)  
Hohenheim, 18. bis 20. Januar 2008

Die Tagung fand statt in Zusammenarbeit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, vertreten durch Maria Theresia Zeidler, mit den Kooperationspartnern Rainer Kampling (FU Berlin) und Wolfram Kinzig (Bonn). Als Ziel wurde eingangs formuliert, im Tagungszentrum Hohenheim wieder regelmäßige Fachtagungen einzurichten, die sich inhaltlich über die Rezeption der Thesen von Daniel Boyarin, Israel Juval und Seth Schwarz einer Neubestimmung des Verhältnisses von Judentum und Christentum in den ersten Jahrhunderten widmen und diese interdisziplinär erarbeiteten Ergebnisse letztlich auch für eine Neuausrichtung theologischer Systeme, auch praktischer und systematischer Art, fruchtbar machen. Dabei stellte diese Tagung den Auftakt dar, der zum einen einer Zusammenschau der verschiedenen Forschungsbereiche zum anderen aber auch der Verständigung untereinander über die angestrebten Ziele diene. Deshalb war die Tagung in Bezug auf die Referenten bewusst binnenchristlich konzipiert; eine weitere Tagung in der das Diskutierte auch mit jüdischen ReferentInnen ins Gespräch gebracht wird ist jedoch bereits geplant.

Der Eröffnungsvortrag von *Wolfram Kinzig* „Trennungen, Kontinuitäten und Annäherungen zwischen Juden und Christen in der Zeit der Alten Kirche“ begann mit dem programmatischen Satz „Es ist alles viel komplizierter...“ und warnte davor, dass die deutschsprachige Patristik den Anschluss an die internationale Forschung verlieren könnte, die zunehmend die Erkenntnisse der Sozialwissenschaften mit einbeziehe. Vor allem die Frage der Interaktion jüdischer und christlicher Gruppen stelle sich aufgrund zahlreicher Überschneidungen und Überlappungen auch mit dem Gefüge des antiken Umfeldes sehr viel komplizierter dar. Kinzig verwendete das im Anschluss viel diskutierte Bild zweier Bienenschwärme, von denen jeder sein eigenes Gravitationszentrum besitze. Das Verhältnis von Juden und Christen sei in diesem hochkomplexen Gefüge durch widersprüchliche Affekte wie Trennung, Transformation, Faszination, Akzeptanz und Annäherung geprägt. Deshalb sei das Verhältnis der beiden Gruppen zueinander kein Hinzutretendes, sondern integraler Bestandteil der Historiographie und müsse sich letztlich in einer Revision der Lehrbücher niederschlagen.

Mit der Frage der Trennung beschäftigte sich auch *Wolfgang Bienert* (Marburg) in seinem Beitrag über „Markion, seiner Kirchen und der Kanon“, in dem er aufzeigte wie die Markionrezeption von Harnacks Auswirkungen auf den christlichen, im speziellen den protestantischen Umgang mit dem Alten Testament als Heiliger Schrift hatte.

Die anschließende Diskussion kreiste zum einen um den von *Rouwhorst* aufgebrauchten Begriff der „Judaizantes“, wobei von *Adolf Martin Ritter* die Forderung nach einer genauen Begriffsbestimmung erhoben wurde. *Leonhard* brachte in diesem Zusammenhang den pointierten Gedanken ins Spiel, ob nicht aus Sicht der Markioniten die Anhänger der Catholica „Judaizantes“ seien, weil sie auf das AT als Teil ihres Kanons nicht verzichten wollten. Im weiteren Verlauf brachte noch *Schöttler* die Frage nach einem „pragmatischen Markio-

nismus“ in der Leseordnung der katholischen Kirche heute auf; dieser zeige sich im liturgisch-homiletischen Gebrauch bzw. vielmehr Nichtgebrauch der Schriften des Alten Testaments.

Hier knüpfte der Vortrag des Münsteraner Liturgiewissenschaftlers *Clemens Leonhard* „Fremd, ohnehin wie wir auch, interessant, absurd, banal. Judentum, Liturgie und Liturgiewissenschaft“ an. Ausgehend von der Grundannahme, dass Liturgiewissenschaft mit der Gegenwart zu tun habe, problematisierte Leonhard die Frage dessen, was eigentlich jüdisch sei z.B. in Abgrenzung vom Götzendienst. Dabei sieht er den Handlungsrahmen der Juden in der Antike ihrer Umwelt gegenüber als größer an als bisher angenommen: als originär jüdisch angesehene Rituale stammen aus der Berührung mit dem Heidentum z.B. dem antiken Vereinswesen. Diese Perspektive mache den Gebrauch von jüdischen Elementen im christlichen Gottesdienst um ein vielfaches komplexer. Nicht vertuscht werden dürften aber die bleibenden Unterschiede zwischen Judentum und Christentum, was beispielsweise die Einhaltung des „ganzen Gesetzes“ anbelangt. Als Forschungsperspektiven formulierte Leonhard thesehaft, dass dort, wo Judentum und Christentum sich ähneln, der Verdacht nahe liege, dass beide das taten, was alle taten, also dem hellenistischen Umfeld folgten. Zum zweiten ergebe sich aus der Quellenlage lediglich ein Bild des rabbinischen Judentums. Es müsse also stets eine Leerstelle offen gehalten werden für den Großteil der antiken Juden mit ihren nicht verschriftlichten Traditionen – und vielleicht gerade für diejenigen, die explizit mit Christentum und/oder Hellenismus sympathisierten. Angesichts dieser erhöhten Komplexität müsse in Anlehnung an Kinzig von mehr als zwei interagierenden Bienenschwärmen ausgegangen werden. Als diskussionswürdig wurde von verschiedenen Seiten Leonhards Charakterisierung des jüdischen, synagogalen Kultes als stark beeinflusst durch das antike Vereinswesen und damit verbunden seine Forderung, diese Quellen fruchtbar zu machen, betrachtet.

Anhand eines Beispiels aus der Exegesegeschichte ging *Gerard Rouwhorst* (Tillburg) in seinem Referat „Warum toben die Völker?‘ Psalm 2 im nachbiblischen Judentum und im Christentum. Ein Beispiel interreligiöser Interaktion?“ der Frage der gegenseitigen Beeinflussung der beiden sich entwickelnden Religionsgemeinschaften nach. Dabei zeigte er anhand der Exegese von Psalm 2 die hohe gegenseitige Verflochtenheit und wies insbesondere auf jüdische Entwicklungen hin, die in antichristlicher Abgrenzung stattfanden. Augenscheinlich werde dies vor allem bei der Interpretation des „Gesalbten“; dieser sei im Frühjudentum als individuelle messianische Figur aufgefasst worden, im Sinne von David als Musterbeispiel der Tora-Frömmigkeit. Nachdem der Psalm eine große Rolle bei der christlichen Identitätsfindung spielte und christologisch gedeutet wurde, wurde aus diesem Grund die frühjüdische Interpretation im rabbinischen Judentum bewusst gemieden und zugunsten einer kollektiven Deutung des „Gesalbten“ als „Volk Israel“ aufgehoben. Insofern stellt sich mit Rouwhorst die Frage, ob es nicht in beiden Traditionen, vor allem aber im Christentum zu Verengungen gekommen sei, die zu einer einseitigen Betonung der präsentischen Eschatologie zu Lasten des Noch-Nicht des Heils und der messianischen Erwartung führten.

In den sich anschließenden Arbeitsgruppen dominierte vor allem die Bewertung der Methodenproblematik. Was kann historisch rekonstruierende Wissenschaft, was darf und soll sie können? Anhand des als unbefriedigend eingestuften Modells von *Schwarz* wurde über die Möglichkeit einer Master-Erzählung der Beziehungen von Christen und Juden in den ersten drei Jahrhunderten überhaupt diskutiert; insbesondere in Bezug auf die Zusammenführung der Gesprächsfäden und die leitende Methodik. Von verschiedener Seite wurde der Anspruch erhoben, Fragen der Datierung und Chronologisierung nicht zu marginalisieren. Das Problem der nicht vorhandenen Quellen bleibe jedoch virulent. Vor allem *Kinzig* forderte, das Wagnis eines neuen Erzählmodells einzugehen, auch auf die Gefahr hin, dass diese durch neue archäologische Erkenntnisse falsifiziert werden könnte. Eingebracht wurde auch, dass gerade ein solches Projekt ein gemeinsames und verbindendes Projekt von Juden und Christen sein könnte. Von *Kampling* wurde jedoch auch angemerkt, dass die narrativen Modelle für die Komplexität und Gebrochenheit dieser Geschichte fehlten. Bedauerlicherweise wurde dieser Gedanke nicht weiter verfolgt.

*Ulrich Winkler* (Salzburg) stellte in seinem Referat zur „Erwählungskonkurrenz zwischen Juden und Christen“ die Adversus-Judeos-Theologie als Erfolgsgeschichte der katholischen Kirche dar; das mit ihr verbundene exklusive Erwählungsbewusstsein habe sich „bis auf den letzten Bauernhof“ herumgesprochen. Auch die veritable Israel-Theologie der Kirche nach dem zweiten Vatikanum genüge nicht als Antwort auf eine fast 2000jährige Geschichte der Erwählungsentzignung. Dies laufe auf die Frage zu, ob der Antijudaismus aus dem Christentum überhaupt herausgezielt werden könne, ob die Christologie an sich nicht schon antijüdisch sei. Anders gefragt, was, wenn die altkirchliche Theologie in nachbarschaftlicher Freundschaft zum Judentum entwickelt worden wäre? Aus den neuen Erkenntnissen der historischen Wissenschaften ergeben sich für die Systematik gewaltige Aufgaben. Es gilt, eine differenzierte Theologie der Erwählung zu entwickeln, deren Rekonstruktion sich an biblische Aussagen rückbindet. Ihre Komplexität dürfe nicht zugunsten einer singulären Heilserwartung reduziert bleiben. Stärker betont werden müsse der Heilsüberhang des christlichen Messiasglaubens und die Unabgeschlossenheit der Geschichte. Eine solche Theologie müsse die offene Konfrontation mit der Adversus-Judeos-Theologie suchen und durch Dekonstruktion des Identitätsdiskurses zu einer Selbstrelativierung von Erwählungstheologie führen. Sie müsse die Rekontextualisierung und soziologische Einbettung anstreben und fragen nach den antijudaistischen Voraussetzungen von Dogmatik und Liturgie. Als jüdisch-christliche konfrontative Theologie lasse sie sich vom Glauben Anderer existenziell beanspruchen und verliere dadurch nicht, sondern gewänne an Stärke, weil sie den eigenen Glauben inmitten von Glaubenden lebt und zu reflektieren sucht.

*Rainer Kampling* (Berlin) wies in seinem Vortrag „Grenzüberschreitungen. Ein anderer Blick auf das Verhältnis von Judentum und Christentum in den ersten Jahrhunderten“ auf die veränderte Wahrnehmung religiöser Prozesse in der Spätantike hin, bis hin zur völligen Dekonstruktion bei Boyarin. Diese unübersichtliche Forschungslage erfordere eine Erweiterung der Beschreibungsmöglichkeiten in deren Zuge sowohl der christliche Häresiebegriff als auch die jüdischen Ausschlussverfahren erneut reflektiert werden müssten. Im Verhältnis von Juden und Christen habe es Oppositionen gegeben, aber nicht nur; zusätzlich werde immer deutlicher, dass das Beschreibungs- und Selbstverständigungspotential spätantiker Christen und Juden größer war, als bisher erfasst werden konnte. Deshalb müsse man sich von kategorisierenden Modellen lösen. Nun sei aber die Frage nach der Bedeutung dieser Erkenntnisse für die christliche Theologie als Ganze zu stellen.

Im Folgenden entzündete sich eine heftige Diskussion, ob und inwieweit die Ergebnisse der historischen Diskussion für die systematische Theologie Auswirkungen hätten. Dabei wurde entschiedene Kritik geübt an der Übertheologisierung historischer Fakten und der damit verbundenen Degradierung der historischen Wissenschaften zu Hilfswissenschaften. Demgegenüber wurde betont, welch großen Einfluss beispielsweise das Oppositionsmodell auf die Ausformulierung der Christologie gehabt habe, dass in den dogmatischen Konzilien auch vorwiegend ein polemisches Verhältnis von Konkurrenz und Überbietung dogmatisch rezipiert wurde, und nicht etwa eines der gut nachbarschaftlichen Beziehungen, wie es gerade die neue Quellenlage ans Licht bringe. Deshalb müssten neue Rekonstruktionen des Anfangs des Christentums zu einer neuen (Re-)Konstruktion der Christologie führen. Eine solche Christologie bräuchte sich dann nicht mehr als identity against auszuformulieren, sondern wäre erwachsen geworden. Angesichts der Shoah sei ein ständiges Ringen um eine Christologie im Angesicht der Juden für die christliche Theologie unerlässlich, auch wenn den Geschichts- und Bibelwissenschaften nicht aus diesem Impetus heraus ihre Ergebnisse vorgegeben werden dürften.

Die beiden letzten Vorträge von *Gianfranco Miletto* (Düsseldorf) und *Görge Hasselhoff* (Bonn) richteten den Blick noch einmal auf die Wahrnehmung und Rezeption der beiden Gruppen untereinander; aufgrund der schwierigen Quellenlage vor allem anhand von Beispielen aus Mittelalter und Neuzeit. Miletto wies in seinem Referat „Die jüdische Wahrnehmung des Christentums in der Spätantike“ darauf hin, dass seit das Christentum im 4. Jh. von Seiten des Judentums nicht mehr ignoriert werden konnte, der Vorwurf des Polytheismus

und des Götzendienst erhoben wurde. Zugleich sei es aber dort, wo das Zusammenleben dies erforderte, zu einer zwiespältigen Situation von Halakha und Alltag gekommen. Es finden sich zunehmend Belege für eine halakhische Praxis, die den Götzendienst außerhalb des Landes Israel relativierte und damit einen geschäftlichen Umgang mit Christen ermöglichten, z.B. bei Rabbi Gerschom ben Jehuda (10. Jh.) und Rashi. Trotz liberalerer halakhischer Praxis bestand der Vorwurf des schittuf (Assoziation des Göttlichen mit anderen Wesen) und den damit verbundenen Zweifeln am Monotheismus des Christentums z.B. bei Rabbi Josef Karo fort. Im 11./12. Jh. finden sich dagegen Belege einer Aufwertung des Christentums vor allem gegenüber dem Islam, die zugleich die Rechtfertigung für die Übernahme von Bräuchen darstellte. Im 18. Jh. führte die Betonung von Gemeinsamkeiten z.B. bei Rabbi Jakob Israel Emden dazu, zu behaupten, Jesus habe nie die Abschaffung der Tora gewollt, sondern habe die noachidischen Gebote unter den Völkern verkünden wollen. Moses Mendelssohn hingegen versuchte im Zuge der Aufklärung das Judentum als reine Vernunftreligion zu etablieren und insofern die Gemeinsamkeit mit dem protestantischen Christentum zu betonen, was jedoch breite Assimilierungsbestrebungen und Konversionen zur Folge hatte. Heute stehe nach Miletto die Haltung des Dialogs im Vordergrund; diese habe auch die Veröffentlichung der Erklärung Dabru Emet im Jahre 2000 motiviert. Dennoch dürfe nicht vergessen werden, dass Dabru Emet lediglich eine Minderheit repräsentiere und bis heute keine halakhische Entscheidung zum Monotheismus des Christentums vorliege.

Hasselhoff näherte sich in seinem Vortrag „Talmud, Rashi und Maimonides: Mittelalterliche Christen auf der Suche nach neuen jüdischen Bezugsgrößen“ der Frage von christlicher Seite ausgehend vom 5. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. In diesem Jahrzehnt seien drei Schritte zu einem neuen (wissenschaftlichen) Zugang christlicher Autoren auf jüdische Bezugsgrößen unternommen worden: Der Talmud, der wegen seiner angeblichen Fabel- und Lügenhaftigkeit verurteilt und verbrannt wurde, fand in Auszügen durch die Hintertür Eingang in christliches Denken. Hier bestehe jedoch noch großer Forschungsbedarf. Rashi, der selbst mit christlichen Exegeten bzw. deren Schriften in Kontakt war, fand auf mehreren Wegen Eingang in die christliche Literatur: Anonym im 12. Jahrhundert, auszugsweise im Rahmen der Talmudprozesse, in wieder anderer Auswahl durch Raimundus Martini, schließlich wohl breiter gestreut bei Nicolaus von Lyra. Schließlich wurde Maimonides als philosophisches jüdisches Gegenmodell gegen ein „perfides Talmudjudentum“ übersetzt, weil er nicht zuletzt eine Möglichkeit bot, den arabischen Aristotelismus mit christlichem Offenbarungsglauben zusammenzubringen. Alle drei Größen haben eine partielle Neuausrichtung in theologischen Detailfragen (Exegese, Gotteslehre, Prophetielehre, hermeneutische Fragen) bewirkt. Eine generell neue Sichtweise auf das Judentum folgte bekanntermaßen jedoch nicht. Für die Forschung heute gibt es jedoch einige Aufgaben, so z.B. die kritische Edition z.B. des Werks von Raimundus Martini und die Darstellung der Bedeutung Rashis und des Talmuds im mittelalterlichen Christentum. Auf Grundlage derartiger Vorarbeiten könnte dann eine „Meistererzählung“ des christlich-jüdischen Miteinanders oder der christlich-jüdischen „religiösen Interaktion“ wachsen.

Dies wurde auch im abschließenden Plenum als Ziel einer festen Etablierung von Fachtagungen formuliert. Dabei stellte sich die Frage nach den Judaizantes als Schlüsselthema heraus, an dem im Zuge der nächsten Fachtagung interdisziplinär und epochenübergreifend gearbeitet werden soll. Begleitend soll dabei aber stets die Frage nach adäquaten Beschreibungskategorien bzw. nach narrativen Modellen für das Wagnis einer solchen Meistererzählung stehen. Besonderer Bedarf wurde bei der Einbeziehung sozialwissenschaftlicher Forschung artikuliert, um das Zusammenwirken der beiden Gruppen in Nachbarschaft und Alltag näher zu beleuchten.

Insgesamt kann die Tagung als ein sehr gelungener Auftakt und eine breite und ausgewogene Gesamtschau mit dem Verhältnis von Juden und Christen im benannten Zeitraum befasster Forschung gelten. Die Ergebnisse detailreicher Quellenarbeit im Dialog zu einem an der „Meistererzählung“ orientierten Gespräch

zusammenzuführen, dessen Ergebnisse für die Theologie als Ganze fruchtbar gemacht werden, dürfte gleichwohl eine schwierige und langjährige Aufgabe werden. Der Anfang jedoch ist gemacht.

Miriam Münch  
miriam.muench@gmx.net

**Kontakt:**

Maria Theresia Zeidler M.A.  
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Im Schellenkönig 61  
D – 70184 Stuttgart  
Tel.: +49 711 1640 703 (nur Di. und Mi.)  
Fax: +49 711 1640 803  
E-Mail: zeidler@akademie-rs.de

**Copyright**

Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2008.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Schellingstraße 9, 80799 München  
Telefon: 089/13 47 29, Fax: 089/13 47 39  
E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

**Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:**

AHF-Information. 2008, Nr.041  
URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2008/041-08.pdf>